

Berliner Film-Zeitung

Eine Nacht im Prater

Primus-Palast

Dieser drei Jahre alte Sternberg-Film ist einer der besten, die man in letzter Zeit sah, es ist deshalb unverstänlich, warum man diesem Kunstwerk nicht ein Grosse Kino zur Verfügung stelle.

Inhaltlich stimmt dieser Film mit der „Melodie des Herzens“ beinahe vollkommen überein. Auch hier ist ein junges ungarisches Bauernmädchen, das in der Grossestadt verführt wird. „Die Nacht im Prater“ aber spielt in der Vorkriegs-



Ether Ralston,
die Hauptdarstellerin des Sternberg-Films
„Eine Nacht im Prater“

zeit. Sternberg hat prächtige Typen aus den mittigen und verstaubten Bureaus des Vorkriegs Wien hervorgeholt. Da ist der Chef der Sittenpolizei (Gustav von Seifertitz schuf hier eine Meisterleistung), ein harter, verknochterter Mann, bei dem selbst das Liebesleben nach der Uhr geregelt wird, ein wiederlicher Schaffner, der sich aber auf sein Ehrgefühl ungeheuer viel einbildet. Da ist das blonde Bauernmädchen Lena, die wunderschöne Ether Ralston, das der leichtsinnige Leutnant (James Hall) verführt und mit einem Kind sitzen lässt. Das Thema ist alt und streift hart am Kitsch vorbei, aber Josef von Sternberg schuf hier einen Film, der meisterhaft ist in szenischer Einstellung und Kleinstmalerei. Spontaner Beifall, der nicht enden wollte!

Der weisse Teufel

Ufa-Palast am Zoo

Die Suche nach melodiosen Themen für den Tonfilm hat eine erneute Hausse in Russenfilmen zur Folge. Es bleibt fast kein Zar des alten Russenreiches unversucht. Die Bloch-Rabonovitch-Produktion der Ufa hat sich für ihren Star Iwan Mosjkin die Regierungsperiode Nikolaus I. ausgesucht. Sie drehten die Hadschi-Murat-Novelle Tolstois als Ausstattungsballade. Eine sehr wirkungsvolle, für alle Mitwirkenden sehr kleidsame Angelegenheit, die von dem Regisseur Walkow mit Schwung und Temperament geleitet wird. Mosjkin, der in Kostümrollen immer besser ist wie in mondänen Filmen (er wirkt direkt verkleidet in einem Smoking), hat ein paar ausserordentliche Szenen. Ein Fairbanks ist er trotz seiner kühnen Reiterkünste nicht, dazu fehlt ihm jene höhere Ammut und die spielerische Klüdigkeit des Amerikaners. Er ist ein lyrischer Volksheld im ecbtesten Romanzenstil. Die reizende Lil Dagover (leider bleibt sie nur so kurz sichtbar) und Betty Amann verkörpern die beiden Frauengestalten des Filmwerks, das auf das Publikum wegen seiner grossartigen Aufmachung starke Anziehungskraft ausüben dürfte.

Natürlich ist der „weisse Teufel“ ein Tonfilm. Und zwar einer der besten, die man in der deutschen Produktion finden dürfte. Er zeigt Vollendetes in den singenden Massenszenen. Er ist von wunderbaren Gesängen wie durchdrungen. Kein Fehler im Schnitt, auch nicht im akustischen. Eine von Schmidt-Gentner

ungeheuer exakt synchronisiert, mit prachtvollen echten Donkosenliedern durchlöcherne, gut gespielte und schön gesungene Ballade. Sogar die Schiessereien in den Bergen klingen überzeugend. Sie hatten Atmosphäre. Wenn der Film auch das Herz des Zuschauers ziemlich kalt lässt, weil Autor und Regisseur das Menschliche zugunsten der Ausstattung zurücktreten lassen, so darf man das Filmwerk als Ganzes und besonders als Tonfilm doch volle Anerkennung zollen. Viel Beifall. F. S.

Die Wunder Asiens

im Universum

Vor dem grossen Kulturfilm sprach Dr. Hürlimann über sein Kulturwerk, das seiner Leitung während seiner Reise durch Asien aufgenommen wurde. Leider hat Herr Dr. Hürlimann vergessen zu erwähnen, von wem „Die Wunder Asiens“ sind nicht dort zu finden, wo der „Sturm über Asien“ weht. So, oder so ähnlich, sagte Dr. Hürlimann, und er wurde verstanden. Sein Film erschliesst unseren Augen eine Welt ohne Politik. Eine Welt der Märchen, der Schönheit und der Wunder. Herliche religiöse und volkstümliche Tänze gibt es zu sehen neben bewegten, sehr ursprünglichen und lebendig erstassten Bildschreibungen von Land und Leuten. Unsere Augen kriechen phantastische Bauwerke hinan und bestaunen ihre reiche Ausschmückung. Sie sehen amüsiert der primitiven Körperpflege der Eingeborenen zu und lachen sich an den Schönbildern der Natur. Trotz Schmidt-Gentners sehr einführender Begleitmusik hatte man den Wunsch: Wenn das doch als Tonfilm aufgenommen worden wäre! Denn der innere Kulturfilm, der die Gesänge, die Originalmusik der Nationen, die Gesänge der Eingeborenen und die Laute der Landschaft uns vermitteln könnte, ihm gehört die Zukunft.

Fräulein Lausbub. Wie lange noch wird es solche Filme geben? Wie oft wird man sie noch immer wieder einmal von neuem drehen? Und wo lebt das Publikum für derartige Lichtspiele? Das Gralls spielt zum hundertstenmal den zappeligen Backstich, und um sie herum schreiten oder hopen all die Figuren einer atmofidischen Posse. Kein einziger neuer Regie-Einfall, kein Aufwand an Bildkunst. Eine Filmgeschichte, die man von Anfang bis zum Schluss kennt, wenn man nur das Personenverzeichnis gesehen hat. „A, aber das Geschicht!“ werden die Herren Hersteller sagen, „und das Publikum...“ Ich möchte wirklich einmal die Kassenrapporte von diesem „Fräulein Lausbub“ mit denen etwa von „Turksib“ vergleichen. Wenn „Turksib“ wirklich weniger einbringt als dieses „Fräulein Lausbub“, dann will ich künftig derartige Filme nicht mehr tadeln. Sondern nur noch... das Publikum.

Fleck auf der Ehr. Das arme Bauernmädchen, „ein Vollwaise“, wie sie der Programmtext nennt, hat nur einen „Fleck auf der Ehr“, der Film selbst aber zwei, nämlich F. und L. Fleck, die Hausregisseure der Hegewald-Filmgesellschaft. Was dieses regiebelassene Ehepaar hier, frei nach Anzengrübners Volksstück, für die Leinwand zusammengemuffelt hat, ist wieder furchtbar. Diese zurechtgeklebten Bauerntypen, diese Salongebirgsler kann man beim besten Willen nicht ernst nehmen. Die erschütternde Geschichte von dem Dienstmädchen, das in den Verlaucht kommt, ein Armband gestohlen und dem jungen Herrn ihrer Herrschaft verführt zu haben, und das dafür unschuldig ins Gefängnis kommt, greift auch niemanden mehr aus Herz. Gritta Ley und Hans von Goth sind das Liebespaar. Karl de Vogt, der tückische Landstreicher, der die unschuldige Vollwaise in ihrem Heimatsdorf verlaucht, und so fast um „ih ganzes Glück bringt“. Das Publikum des Roxy-Palastes applaudierte solange, bis die anwesenden Darsteller vor dem Vorhang erschienen. F. S.

Ich glaub' nie mehr an eine Frau

Der erste Richard-Tauber-Tonfilm im Capitol — Tauber gründet eine eigene Tonfilm-Gesellschaft

Dieser Film macht nicht den Eindruck, als wäre er für Richard Tauber erdosen. Er nimmt auch inhaltlich und akustisch wenig Rücksicht auf dieses Künstlers stimmliche Eigenart und Persönlichkeit. Man wird den Eindruck nicht, es als hätte der Regisseur Max Reichmann einen im Dürren- und Zuhälter-Milieu spielenden Film gedreht, als zufällig gerade einmal Richard Tauber ins Atelier kam. Und da mag wohl Reichmann, erfreut über so prominenten Besuch, ausgegrünet haben: „Ach, mein lieber Kammerdiener, weil Sie gerade einmal da sind, spielen Sie doch auch ein bisschen mit!“ Natürlich war es in Wirklichkeit nicht so, und deshalb ist der Film schlecht. Denn was ist ein Tauber-Film, was ist überhaupt ein sogenannter Star-Film, wenn der Star gar keine Rolle hat und eigentlich gar nicht die Hauptperson des Filmes ist?

Da drehte nun Max Reichmann, dessen technische Erfahrungen recht gering zu sein scheinen, diese Geschichte von den jungen Seelenten, die nach zwölfjähriger Abwesenheit in die Heimat kommen. Unterwegs hat sich ihnen ein merkwürdiger Bursche angeschlossen, dessen Schicksal ihnen und dem Publikum nicht veraten wird. Er singt nur immer, singt: „Ich glaub' nie mehr an eine Frau!“ Nun — müsste man denken — wird uns im Bilde gezeigt werden,



Richard Tauber in seiner Tonfilm-Rolle

warum dieser Mann eigentlich nie mehr an eine Frau glaubt. Das aber geschieht nicht. Das Publikum erfährt es ebenso wenig wie die Kameraden des seltsamen Seefahrers. Sondern: Ein anderer junger Seemann bestreitet allein die tragischen Vorgänge der Bildgeschichte. Er heißt zu Hans bei seiner Mutter die geliebte Schwester zu finden. Die aber ist längst ein Fremdenmädchen geworden, die traurig-folgsame Gefährtin eines zweifelhaften Kerls, der, wie sein bildliches Entree so lächerlich primitiv vertritt, nicht nur kleine Hunde leitet, auf einen Strich zu gehen. Die gramgebeugte Mutter (sie wirkt wie aus einem amerikanischen Film alter Schule entführt) traut sich nicht, dem Sohn zu sagen, wo und was seine Schwester ist. Das hat nun furchtbare Folgen. Der Sohn nämlich geht am Abend aus. Natürlich in ein zweifel-

haftes Lokal. Dort lernt er eines jener bereitwilligen Dämchen kennen, und... Justament es ist seine Schwester. Und Tauber? Ja, der lehnt sich mal an einen Mastbaum, mal steht er in einer Zimmerecke, und mal sitzt er am Tisch des Dirnenlokals, Abwechslend gruppieren sich mal Seelente mit Bärden, und mal Mädchen der Strasse um ihn, und er singt seine Lieder je nach Bedarf. Einmal vom treuen Mutterherzen, einmal von der Heimat, und einmal von den Dirnen. Zwischenwörter aber vermag er nicht zu versichern, dass er nie mehr an eine Frau glaubt!

Als sehr guter und wirkungsvoller Sprecher erwies sich Werner Fütterer. Auch Paul Hörbiger hatte sehr gute Momente. Er spielte ewig besessenen Matrosen mit sympathischer Heiserkeit. Ein Prachtbarsche. Das Mädchen gab Maria Solveig sehr flau und mädchenhaft. Warum sich der Regisseur für diese Sprechrolle eine Tänzerin engagierte, ist schwer zu verstehen. Herr Gründgens war der Zuhälter und bemühte sich verzweifelt in jeder Bewegung, Fritz Rasp zu kopieren. Ganz unzweifelhaft war die Mutter.

Richard Tauber aber muss erst einmal den Tonfilm entdeckt werden. Es heisst, er wird eine eigene Filmproduktion gründen. Hoffentlich sucht er sich einen besseren Regisseur, und vor allen Dingen einen routinierteren Tontechniker zur Mitarbeit an. Er singt und klingt wunderbar, ist aber in diesem seinem ersten Tonfilm falsch, oder besser, überhaupt nicht, beschäftigt. Deutsche Filmautoren! Zerbrecht euch ein bisschen den Kopf um einen guten Stoff für diese wohl wirkungsvollste deutsche Stimme zu finden. Es lohnt sich. Selbstverständlich gab es für Tauber sehr viel Beifall! Die Schlusszene, die leider tontechnisch etwas vernachlässigt war, wurde durch den Rundfunk übertragen. F. S.

Menschen im Feuer

Titania-Palast

Das sehr bildwirksame Thema Feuerweh... Brand... Heldehaftigkeit hat Amerika längst für den Film entdeckt. Wir treffen wir es einmal in deutscher Auffassung, die aber bis auf einige hundert Meter Feuerwraufnahmen nicht vieles zeigt, was diesem Thema gerecht wird. Es brennt am Anfang und brennt zum Schluss. Beide Male zeigen die Bilder prachtvolle Aufnahmen und lassen den Helden der Bildgeschichte, Harry Piel, als einen der mutigsten unter den braven Feuerwehmannern erkennen.

Immer wenn die Feuerwehmannern gerade beim Löschen eines Grossfeuers sind, wenn die Spritzen emporschiesen und die Balken lodern, dann fragt Feuerwehmann Harry seinen Freund, den Brandmeister: „Na, geben wir heute wieder bummeln?“ Und dann gehen sie, zwei Gents comme il faut, und suchen Abenteuer mit dem blonden Fräulein von der Kasse eines Automatenrestaurants. Sie werden zu Rivalen. Sie befenden sich, sie boxen um das Fräulein von der Kasse. Sie betrogen sich und beschimpfen sich bis... bis gerade wieder ein Grossfeuer ausbricht. Derartige Nüchternheiten passen natürlich zu dem Thema nicht. Sie sind irgendwie peinlich. Trotzdem hatte der Film grossen Erfolg, der ihm wohl auch treu bleiben dürfte, denn er ist eine handwerklich sehr saubere Arbeit (Photographie E. Daub), die aus den gut gewählten Brandszenen seine Sensationen schöpft.

Venus. Ein technisch atmofidischer, inhaltlich recht dummes Film französischen Ursprungs. Die Mercanton Filmgesellschaft hat sich Constance Talmadge von den United Artists geliehen, wahrscheinlich um ihr Lichtspiel durch diesen prominenten Namen rentabler zu machen. Sie hofften wohl, die Amerikaner würden diesen Film begeistert ansehen, wenn nur Constance Talmadge die Hauptrolle spielt. Das amerikanische Publikum dürfte sich aber gegen diesen primitiven Usinun ebenso ablenkend verhalten, wie in der gestrigen Uraufführung das Publikum der Terra-Lichtspiele. Ausser der amerikanischen Diva trifft man in diesem Film noch einige aus der deutschen Produktion bekannte Gesichter. Da sehen wir den deutschen Darsteller Solms, der, obwohl er jetzt André Ronne heisst, ebenso steif und unpersönlich spielt wie früher. Auch Jean Murat begegnet man. Er hat furchtbar edel und männlich zu sein. Man hat ihn früher unter deutscher Regie besser spielen sehen. Nur der grosse Mangel an stimmenden Filmen kann die Vorführung derart unbedeutender Filme rechtfertigen. F. S.



Reifere Jugend auf dem Witwenball

Szene aus dem Star-Film „Witwenball“, die am Dienstag uraufgeführt wurde